

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 19 (2012)
Heft: 218

Rubrik: Thema

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

THEMA

SCHAFFHAUSEN

Gehobene Gesellschaft

Ein kulturbefruchtetes Wochenende war das neulich. Eine Künstlerin, von der ich mal ein Bild gekauft hatte, bat mich, anlässlich ihrer Vernissage im Schaffhauser Forum-Vebikus etwas vorzulesen, das mit ihrer Kunst zu tun hat. Sie malt männliche Akte. Ich schrieb zwei, drei Texte, von denen ich dachte, dass sie in diesem Kontext interessant sein könnten. Und das Interessante schien mir in diesem Fall unter der Gürtellinie.

An der Vernissage dann überkam mich das nackte Grausen angesichts der weit über hundert Bildungsbürger, die der Lesung beiwohnen sollten. Ich verabscheue Vernissagen. Ich verabscheue die Leute, die Vernissagen besuchen. Ich verabscheue das pseudobelebte Kunstgeschwurbel. Ich wollte auf der Stelle tot sein, weil ich wusste, dass die illustre Gesellschaft ja nicht wegen mir, sondern wegen der Kunst und des Geschwurbels zugegen war. Die gehobene Gesellschaft machte mir eine Heidenangst. Doch dann besann ich mich darauf, welche einmalige Gelegenheit sich bieten würde, vor der versammelten Bildungsbürger-Hundertschaft mindestens sieben Mal das Wort «Penis» in den Mund zu nehmen, legitimiert durch das Schaffen der Künstlerin.

Das Resultat war ganz zufriedenstellend. Während der Grossteil des Publikums sich betreten räusperte, kicherten einige wenige vergnügt vor sich hin, vornehmlich Damen älteren Semesters, die mich nach der Vorstellung am Abschleichen hinderten. «Ganz toll, wie Sie diese fantastischen Bilder kontextualisiert haben», sagte eine. «Elegant, wie sie diesem schreckli-

chen Müll doch noch interessante Aspekte abringen konnten», sagte eine andere. Kunst liegt im Auge des Betrachters, heisst es so schön.

Die angenehmere Veranstaltung folgte einen Tag später: Der «Lappi», das wunderbare, einzige Schaffhauser Magazin, das den Namen Magazin verdient, feierte am elften Elften seine elfte Ausgabe, mit einer Gala, wie sie Schaffhausen noch nie gesehen hatte: Rund siebzig mehrheitlich junge Menschen schmissen sich in Schale und flanierten über den roten Teppich, der eigens für den Anlass im Tap-Tab-Musikraum ausgelegt worden war. Gekürt werden sollte der «Lappi des Jahres 2012» – eine Art Goldene Himbeere des gesellschaftlichen Parquets zu Schaffhausen. Im vorgängigen Online-Voting waren für den Final gekürt worden: der Chefredaktor der Schaffhauser Tageszeitung, der sich ohne Rücksicht auf Urheberrechte am Blog einer Ökonomin bediente; der selbsternannte Schaffhauser Fussballkönig, der sein Stadionprojekt nicht auf die Reihe kriegte; eine SVP-Seniorin, die Leute an Volksfesten für die Kantonsratswahlen aufstellen liess, ohne dass die Betroffenen davon etwas mitbekamen; schliesslich der Chefredaktor eines Wochenblatts, das hauptsächlich Werbung enthält, der sich nicht entblödete, den Streit zwischen einem Kolumnisten und dem Chefredaktor des linken Schaffhauser Wochenblatts per Copy-Paste auf seine eigene Titelseite zu heben.

Letzterer war als einziger der Nominierten im Tap-Tab erschienen, um seine Kandidatur wortreich zu befeuern. Doch das Publikum wählte den Chefredaktor der «Schaffhauser Nachrichten» Norbert Neininger zum Sieger. Dieser nahm den Preis – einen verbeulten Pokal des Schlauchboot-Wettrennens 2002 – in der Gestalt seines wohl besten Impersonators entgegen. Das Publikum jubelte, der Sekt perlte, und durch Schaffhausen wehte ein Hauch von Oscar, als die Herren in Anzug und die Damen in Abendrobe den Nachhauseweg durch die kalte Nacht antraten.

Wenn Sie das lesen und merken, dass sie auch an der erstgenannten Vernissage waren: Sie selber sind ganz bestimmt nicht so wie die übrige gehobene Kunstschwurbel-Gesellschaft, und es liegt mir fern, Sie zu verunglimpfen. Aber kommen Sie doch nächstes Mal einfach auch noch an die Lappi-Gala.

Susi Stühlinger, 1985,
ist Inland-Redaktorin bei der «WoZ».



*Traumprojekt Bergrestaurant Chäserrugg.
Herzog & de Meuron zieht es auf die Churfürsten.*

Bild: pd

TOGGENBURG

Gewählt ist ...

Die Toggenburger Bergbahnen haben an ihrer Generalversammlung bekanntgegeben, dass sie 347'000 Franken Gewinn gemacht haben. Gründe dafür seien der Zuwachs des Sommerumsatzes und der Gastronomie. Angeblich.

Damit wir das klar sehen: Man sollte auch den Kunsthallen Toggenburg ein grosses Dankeschön weitergeben, denn die haben mit dem diesjährigen Performance-Wochenende auf der Alp Sella matt (nach Saisonschluss der Alpgastronomie) sicher wesentlich zu dieser «Bergbahn-Gewinneuphorie» beigetragen. Mehr noch: Ohne die Kunsthallen Toggenburg wäre der Gewinn nicht so hoch ausgefallen. Dieser lässt jetzt bei den Verantwortlichen im Tourismusbereich Fantasien aufkommen. Der Zufall will es, dass gerade jetzt Simon Ammann, der Doppel-Olympiasieger im Skispringen, und der Seilbahnexperte Franz Niederberger neu in den Verwaltungsrat der Toggenburger Bergbahnen gewählt worden sind. Der Verwaltungsrat ist wieder komplett, neuen Ideen sollen umgesetzt werden. Simon Ammann taucht nicht «unter Wasser», nein, er setzt auf den Chäserrugg, besser gesagt: Er investiert in ein Kunstbauprojekt. Haben die Kunsthallen jetzt eine Dauer-Performancewelle ausgelöst in den sieben Bergen? Habe ich mit dem letzten Rundflug und dem Vergleichen der zwei Burs (Hamburg und Toggenburg) die Toggenburger übermütig wer-



*Lappi-Autor Basil Kraft bei der Wahl
des Lappi des Jahres. Bild: pd*

den lassen? Wie dem auch sei, jedenfalls wurden die Stararchitekten Herzog und de Meuron für das Traumprojekt Bergrestaurant Chäserrugg gewonnen. Der Baubeginn der zu schaffenden Räume, Zeiten, Gezeiten, Geberge soll in zwei Jahren sein. Das «Kunstraumrestaurant», das eine möglichst grosse Flexibilität der Nutzung erlauben soll, müsste dann auf die Wintersaison 2015 eröffnet werden können.

Simon Ammann investiert also in Kunst – wer hätte das gedacht. Schön, denk ich mir, diese Symbiose zwischen Sport, Kunst, Kultur mit Sommertourismus und Investment. Die Investitionen von rund sieben Milliönl, die der Verwaltungsrat den Aktionären der Toggenburger Bergbahnen vorgeschlagen hat, sind angenommen worden. Wow. Jetzt hoffen wir, dass nach dem gescheiterten Peter Zumthor-Klanghausprojekt mit Jacques Herzog und Pierre de Meuron ein anderes Zugpferd wirklich in die Churfürsten geschickt wird. Wenn die Wellen schon rund um die Elbphilharmonie in Hamburg so hoch schlagen, hebt es so ein Bergkunstbauprojekt locker in den Himmel. Hoffen wir, es bleibt bei den sieben Millionen. Denn im Toggenburg sind die Investoren nicht so breit gestreut wie in Hamburg, wo ein paar Millionen mehr aufgetrieben werden können, wenn die geplanten ausgehen. Freuen wir uns über das, was kommt – und es wird nur zum Besten sein für dieses Tal ... äh, diese Berge, denn die Kultur- und Kunst-Touristen werden fortan in das Toggenburg strömen. Chönd is Toggeburg – klingt gut!

Daniela Vetsch Böhi, 1968,
Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive
und Mutter von zwei Kindern.

VORARLBERG

Der ganze Wacker!

Ich habe hier schon einmal über den Bregenzer Maler Rudolf Wacker (1893–1939) geschrieben, anlässlich einer Ausstellung im Vorarlberger Landesmuseum im Jahre 2009. Damals wies ich auf die Diskrepanz hin zwischen der Persönlichkeit Wackers, wie sie sich aus seinen Tagebüchern erschliesst, und jenem Teil seines Werks, der in den Ausstellungen stets zu sehen war, nämlich den Bildern im Stil der Neuen Sachlichkeit. Dieser Stil galt als moderner und damit als Fortschritt gegenüber der vorigen Produktion des Künstlers. Vor der Lektüre seiner Tagebücher hatte ich Wacker für einen harmlosen Genremaler eher provinziellen Zuschnitts gehalten, der schadhafte Puppen, Blumentöpfe mit Kakteen, Kruzifixe und andere Gegenstände beinahe fotorealistisch (ante litteram) darstellte und auch ein paar Landschaften rund um Bregenz ins immer sehr ruhige Bild gesetzt hatte. Das waren nämlich bis vor kurzem die Standardmotive, wenn etwas von Wacker



Rudolf Wacker
(1893–1939):
Selbstbildnis.

in einer Ausstellung zu sehen war. Etwas expressionistische Grafik wurde auch noch gezeigt, eher Gesichter als Körper. Auf der Wikipedia-Seite kann man immer noch genau diese Bilder sehen: ein Selbstbildnis mit skeptischer Miene, ein Porträt seiner Frau Ilse, die manierlich (und voll bekleidet) an einem Tisch sitzt, ein Bild, das einen Kaktus, eine Puppe und ein Spielzeugschäffchen zeigt, und der Blick durch ein Fenster auf das Bregenzer Stadtbild gegen den See hin. Die Stilleben wirkten übrigens seinerzeit auf die lokale Kritik durchaus skandalös, und zwar wegen ihrer «Sinnlosigkeit». Das liess sich aber Jahrzehnte später und angesichts «moderner» Kunst nicht mehr nachvollziehen.

In seinen Tagebüchern aus der Kriegsgefangenschaft in Russland (1915 bis 1920) berichtete Wacker von mehreren homosexuellen Erlebnissen mit Mitgefangenen, die er im Rückblick als «gesteigerte Männlichkeit» bei sich selbst empfand, weil der andere so sehr «Weib» gewesen sei. Wackers wirkliche Interessen zeigen andere Eintragungen: «Möchte orgiastische Zeichnungen nach Weibern machen» (20. März 1920), oder «Manchmal bin ich dicht hinter einer Wand, die ich sprengen möchte – mich dem Taumel – o schmerzlicher Genuss hingeben möchte, eine wilde, blutige Orgie» (27. März 1920). Das Gefangenenerlager war übrigens noch nicht von Stalin'schem Zuschnitt, Wacker konnte Bücher lesen und zeichnen und durfte wie die anderen Gefangenen gelegentlich das Lagergelände verlassen, wo er dann unter den Strassenkehrerinnen und Bahnarbeiterinnen

«prächtige Weiber» mit «strotzenden Brüsten», «stabilen Fesseln» und «muskulösen Rücken» entdeckte. Die Frauen, die Robert Crumb gut fünfzig Jahre später zeichnete, hätten Wacker wahrscheinlich sehr gut gefallen, seine weibliche Akte zeigen ähnlich stämmige Figuren.

Aber Wacker zeichnete nicht nur Aktbilder, sondern auch sexuelle Akte – und isolierte Darstellungen von erregten Genitalien. Diese Bilder verbarb er selbst, in einer Gesellschaft, die ihm schon ankreidete, dass er gemeinsam mit seiner Frau im Bodensee badete – eine Tätigkeit, für die damals noch Geschlechtertrennung angesagt war. Nach seinem Tod genierte sich seine Witwe für diesen Teil seines Werks, wie mir von Augenzeugen berichtet wurde, sie war aber nicht so prüde, dass sie sie vernichtet hätte. In einer Sendung des Lokalfernsehens über eine aktuelle Wacker-Ausstellung stellte sich ein interviewter Kunsthistoriker wohl nicht zufällig an eine Stelle, wo hinter ihm ein metergrosser farbiger Phallus von der Wand in die Kamera blinzelte. Die Ausstellung «Rudolf Wacker. Vom Expressionismus zur wahrgenommenen Sachlichkeit» im Rohnerhaus in Lauterach zeigt jetzt also endlich den ganzen Wacker, zumindest in Umrissen. Sie ist bis zum 6. April 2013 von Mittwoch bis Samstag von 11 bis 17 Uhr geöffnet, freitags bis 20 Uhr.

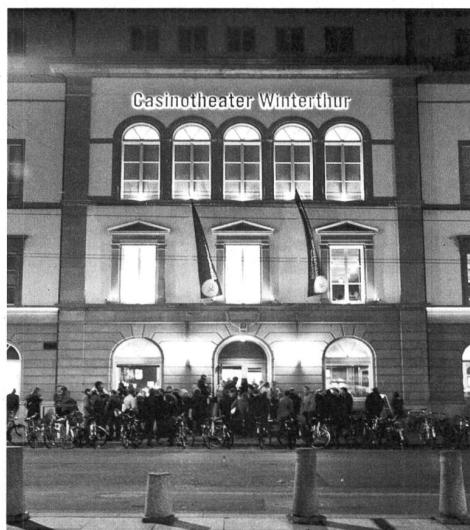
Kurt Bracharz, 1947,
arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist
und Übersetzer in Bregenz.

WINTERTHUR

Zwischen Anspruch und Abendunterhaltung

Im Stadtleben ist der Anlass ein Fixpunkt: Sobald der Hochnebel im November den Deckel über Winterthur schliesst, hängt für die Passanten an der Stadthausstrasse eine Ahnung von Kurzfilm in der nasskalten Luft. Unter den 16'000 Besucherinnen und Besuchern der diesjährigen Kurzfilmtage sind auch viele Auswärtige, die es in die Spielstätten im Casinotheater und im Theater Winterthur zieht. Den Kern des Publikums bilden junge Menschen, ihnen kommt der Anlass mit kurzen Formaten und einem Touch Kreativszene wie gerufen: Man kann es an der Garderobe sehen und an den Frisuren. Sie lassen eine stilbewusste Generation erkennen, für die Kultur nicht nur Zuschauen heisst, sondern auch sich sehen lassen. Aber was red ich da, ein gesellschaftlicher Anlass halt.

Für die Positionierung zwischen «independent» und ZKB-Karten-Rabatt, zwischen Viertelstundegebot und getupfter Bluse ist der Spielort Casinotheater wesentlich. Es hat eine prominente Lage, nur wenige Minuten vom Bahnhof, die Menschentraube vor der Tür wird von Passanten in den Einkaufspassagen der Fussgängerzone registriert, es bietet repräsentative Räume und ist mit der Trägerschaft (Viktor Giacobbo, Patrick Frey und andere) und dem Comedy-Programm bereits gut geeicht auf die mittige Lage zwischen Anspruch und Anspruch auf Abendunterhaltung. Von daher ist es vielleicht dem Palace in St.Gallen vergleichbar, mit dem Unterschied, dass die Trägerschaft ein bis zwei Generationen Jahre älter ist, beim Schweizer Fernsehen arbeitet und an Stelle von Jacques Palminger Mike Müller auftritt. (Naja, vielleicht ist das nun doch kein so guter Vergleich.)



Anziehend:

Casinotheater Winterthur. Bild: pd

Es hat sich nur der Eindruck ergeben, dass die beiden Orte ihre Besucher ähnlich organisieren: Die Raucherinnen unter ihnen belagern den Eingang, man hält sich eine Doppelschwungtür auf (beschweren Sie sich, wenn ich mir beim Palace jetzt etwas einbilde) und gelangt in ein Foyer, das in Winterthur etwas grosszügiger angelegt ist als in St.Gallen.

Ein Foyer, darauf kommt es an. Ein Vorraum, wo sich der Besucher durch die Menge der anderen Besucher wälzen muss, um aus der ganzen Sache raus zu kommen oder erst in sie hinein. Dazugehört ist damit eine Frage des Aneinander-vorbei-Kommens: Man trifft sich, wechselt Worte, tauscht Blicke und passt auf, sich nicht auf die Füsse zu treten. Die Architekten, die das Casinotheater um 1860 entwarfen, wussten, welche Szenerie dem Bildungsbürgertum – zunächst dem Musikkollegium und der Lesegesellschaft – angemessen war. Ihre Architektur funktioniert auch im Fall des kultur- und konsumbürgerlich verstärkten Kreativprekariats der Gegenwart. Diese Allianz hat an den Kurzfilmtagen Geltungsansprüche unterstrichen. Welche das sind, muss an dieser Stelle offen bleiben, denn leider blieb für das Programm – das ist ganz mein Fehler – vor lauter rumstehenden Menschen kein Platz.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist freier Journalist und arbeitet an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Uni Zürich.

APPENZELL

Appenzeller Winterwende

Spätestens Mitte Dezember bin ich ästhetisch, akustisch und anderswie von Weihnachten gesättigt. Kollegen die im Detailhandel arbeiten, wird es nicht anders ergehen – denn ab Mitte Oktober wollen Kunden chlösle, also Weihnachtseinkäufe tätigen, und das können sie dann auch in dementsprechend dekoriertem Umfeld tun. Das heisst für uns zweieinhalb Monate lang Tannenzweigdeko, Orangen-zimtaroma und Klingeling. Deshalb entwerfe ich hiermit für mich und all die anderen rund tausend in Appenzell Innerrhoden im Verkauf Tätigen einen neuen Winterfeiertag: Die Appenzeller Winterwende, stattfindend am 21. Dezember.

Wer an dieser Stelle nun einwerfen will, dass Feiertage nicht erfunden werden können, sondern Resultate eines langwierigen historischen Prozesses seien, dem antworte ich: Kann ich doch! Es ist ganz einfach. Zum einen muss die Benennung dieses neuen Feiertages gelingen, zum anderen muss auf Vergangenes Bezug genommen werden und schliesslich ist es eine Stilfrage – das heisst, der Feiertag sollte nach

Möglichkeit ein wenig trendig und gleichzeitig traditionell sein.

Die Benennung stellt kein Problem dar. Da gibt es zum Beispiel dieses Olivenöl. Wer seinen Blick über die Appenzeller Hügel schweifen lässt, sieht Wälder und Bauernhöfe, aber keine Olivenbäume. Trotzdem kann man Appenzeller Olivenöl kaufen. Wenn also «Appenzell» davorsteht, muss das anscheinend nicht heissen, dass das Produkt in Appenzell hergestellt wird, sondern bloss, dass mindestens ein Appenzeller irgendwie seine Finger mit im Spiel hat. Zudem attestieren Marketingfachleute der Marke «Appenzell» einen hohen Wert, weil sie für Authentizität steht. Das alles spricht für den neuen Feiertag, die «echte» Appenzeller Winterwende. Jetzt fehlt bloss noch ein prägnantes Wort im Appenzeller Dialekt, das zuerst von Einheimischen und später auch vom Appenzellerland Tourismus als Synonym für die «Appenzeller Winterwende» benutzt werden kann. Ich bin offen für Vorschläge.

Weshalb Winterwende? Im julianischen Kalender war der Beginn des astronomischen Winters und die längste Nacht des Jahres am 25. Dezember, also dem Christ- oder Weihnachtstag. Bei der Umstellung auf den gregorianischen Kalender hat sich die Wintersonnenwende kalendarisch gesehen nach vorne, auf den 21. Dezember verschoben. Die Appenzeller Winterwende ist also der Feiertag, der aus naturwissenschaftlicher und aus historischer Sicht immer noch der wichtigste Winterfeiertag sein müsste. Und überhaupt war früher eh alles besser. Oder zumindest übersichtlicher.

Schliesslich noch zum Stil der Appenzeller Winterwende: Der Feiertag soll laut und chaotisch sein und draussen stattfinden. Laut und chaotisch, weil ruhig und geordnet sind wir bei der Arbeit und zuhause vor dem Fernseher. Und das Besinnliche haben wir mit einem Wellnessaufenthalt im November im nahen Österreich für dieses Halbjahr bereits abgedeckt. Und draussen, weil Draussensein «in» ist, siehe steigender Umsatz der Outdoorbekleidung, und weil Natur «in» ist, siehe die ganzen Bioprodukte, das Bier Naturperle, Glacé vom Fleckenmoos, Kabier und so weiter. Ich stelle mir ein grosses Feuer, Biobier und Bioeistee, elektrisch verstärkte Hackbrettklänge, wummernde Kontrabässe und Rugguseli aus jungen und alten Kehlen vor. Wenn die Appenzeller Winterwende das zweite Mal stattgefunden hat, ist dieser Feiertag bereits Tradition und damit ist bestimmt, wie das Ganze immer wieder abzulaufen hat.

Früher war Weihnachten später, um es mit einem Diogenes-Titel zu sagen. Und jetzt, wo Weihnachten bereits im Oktober beginnt, tut ein vorgezogener Weihnachtsfeiertag – die Appenzeller Winterwende – not. Das sollte funktionieren.

Melina Cajochen, 1982, arbeitet im Bücherladen Appenzell.

Kahlschlag

*Im Kanton St. Gallen werden Sparpakete geschnürt,
in Griechenland fehlen funktionierende Spitäler. Die Folgen
des Steuerwettbewerbs kennen keine Grenzen.*

VON ANDREAS KNEUBÜHLER

Im Kanton St. Gallen macht sich eine neue Schübigkeit breit. Gemeint sind nicht die breit diskutierten Sparmassnahmen. Es sind die kleinen Kürzungen, die betragsmässig kaum ins Gewicht fallen. Hier ist eine davon: Dem Verwaltungspersonal der Universität St. Gallen wird das Weihnachtessen gestrichen. Es wäre in Zeiten des Spardrucks ein falsches Signal, soll die Begründung lauten. Ein weiteres Beispiel ist die Kürzung der Fördermassnahmen für lernschwache Lehrlinge. Beide Beispiele stehen stellvertretend für die rigorose Abbaupolitik der letzten beiden Jahre, die ungebremsst weitergeht. Sie legen nahe, dass sich der Kanton St. Gallen in einer grossen Krise befindet und sich eigentlich nichts mehr leisten kann.

Der Spar-Mainstream

Stimmt das? Das Glaubensbekenntnis von FDP, SVP oder IHK lautet so: St. Gallen steht im Steuerwettbewerb mit anderen Kantonen, allen voran Aargau und Thurgau. Diese locken mit tiefen Steuersätzen Unternehmen und Reiche an, die ihnen unter dem Strich zusätzliche Einnahmen ermöglichen. Der Kanton St. Gallen muss mitmachen, sonst gerät er ins Hintertreffen. Sowieso geht der Staat zu verschwenderisch mit seinen Mitteln um. Es braucht immer neue Sparpakete, um zu verhindern, dass die Ausgaben wachsen.

Natürlich ist diese ideologisch untermauerte Strategie nicht auf dem Mist der St. Galler FDP und SVP gewachsen. Sie ist internationaler Mainstream und gilt als Beleg für den weltweiten Siegeszug des Neoliberalismus: Der Staat wird im ständigen Wettbewerb um die besten Steuerzahler geschwächt, das Primat gehört der Wirtschaft und den internationalen Konzernen, die stets dorthin ziehen, wo es die günstigsten Tarife gibt.

Das aktuelle Bild sieht so aus: Genau wie sich Schwyz oder Zug im Steuerwettbewerb gegen die grösseren Kantone wie Luzern, St. Gallen oder Zürich mit Discounttarifen profilieren, positioniert sich die kleine Schweiz gegenüber anderen europäischen Staaten als Steuerparadies für Reiche und Unternehmen. Oder anders betrachtet: Zählt man bei einem Schweizer Steuerzahler die Ausgaben für Krankenversicherung und Pensionskasse dazu, entspricht die Gesamtbelastung in etwa derjenigen eines EU-Bürgers. Den Unternehmen bietet die Schweiz hingegen Dumpingtarife. Nochmals anders erzählt: Ergänzt man die Rangliste



Bäumig: Die Folgen der kantonalen Abbaupolitik. Bild: pd

der Länder mit den tiefsten Unternehmenssteuern mit den Kantonshauptstädten, belegen diese gleich alle Spitzenplätze. Einzig Irland könnte mithalten.

Diese Politik funktioniert nicht

Man kann also zusammenfassen: Der Kanton St. Gallen hätte im internationalen Vergleich auch ohne die Senkungsrunden der letzten Jahre sehr tiefe Unternehmenssteuern anzubieten. Gegen Zug oder Schwyz hat er allerdings keine Chance, auch nicht nach den teuer erkauften Anpassungen. Lohnt es sich trotzdem, den Staatshaushalt derart aus dem Lot zu kippen? Die Antwort von Beat Ringger vom linken Think Tank Denknetz: «Wenn man auf diejenigen setzt, die sofort weiterziehen, wenn irgendwo tiefere Steuern angeboten werden, hat man verloren».

Die St. Galler Linke, die Gewerkschaften, die Personalverbände argumentieren: Seit 2010 fehlen dem Kanton nach insgesamt fünf Runden mit Steuersenkungen (zwischen 2006 und 2009) Einnahmen von jährlich rund 550 Millionen Franken. Diese Zahlen der St. Galler Regierung belegen, dass die Steuerpolitik nicht funktioniert. Unternehmen und Vermögende zogen deswegen nicht in den Kanton St. Gallen. Es bleibt ein Loch in der Kasse, das einem Viertel des Staatsbudgets entspricht. Kein Kanton könnte solche Einnahmehausfälle verkraften.

Wenn nun dafür bei der Bildung, in der Forschung und im Gesundheitswesen abgebaut wird, verschwinden die wenigen Trümpfe, die dieser Kanton mit seiner schwachen Wirtschaft und seiner Randlage überhaupt hat.

Schlecht für uns, schlecht für andere

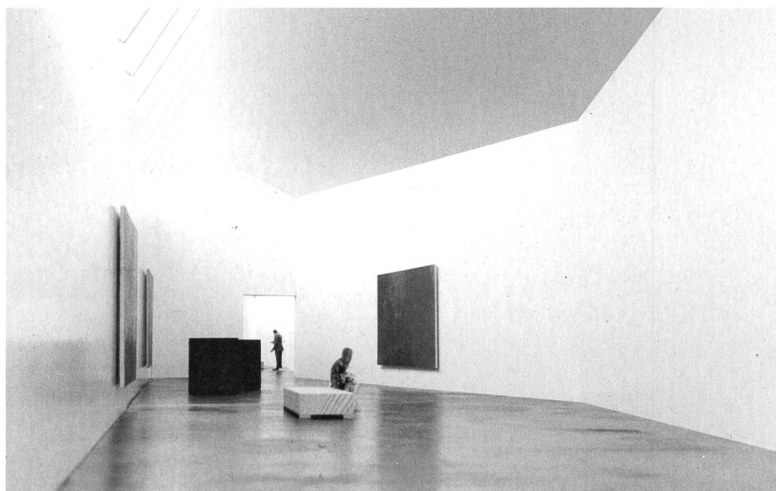
Es gibt aber nicht nur Zahlen – sondern auch das Bauchgefühl: Es besagt, dass der Kanton St. Gallen kaum zu den grossen Verschwendern gehören kann. Hier wurde zwar ein Zeitlang von Visionen und Leuchttürmen geredet, realisiert wurde aber praktisch nichts – auch nicht, als der Kanton dank der Goldmillionen der Nationalbank im Geld schwamm. Es passt schlicht nicht zusammen: Ausgerechnet der brötige Kanton St. Gallen muss eine rigorose Abbaupolitik durchziehen und streicht die Berufsbildung zusammen.

Gegen den ruinösen Steuerwettbewerb spricht aber noch ein weiteres Argument – ein moralisches. Denknetz hat berechnet, wie hoch die Einnahmen sind, die anderen Staaten wegen der Schweizer Dumpingsteuern für Unternehmen entgehen: Es sind 29 bis 37 Milliarden Franken. Diese Zahl muss nicht abstrakt bleiben. Nochmals Beat Ringger: «Wenn einem Staat wie Griechenland Steuereinnahmen von beispielsweise 200 Millionen Franken fehlen, bedeutet das einige funktionierende Spitäler weniger». ◇

16 Millionen für Ittingen

Das Kunstmuseum in der Kartause Ittingen soll einen Erweiterungsbau erhalten. Am 5. Dezember entscheidet das Thurgauer Kantonsparlament. Das Projekt hat gute Chancen, aber es gibt Kritik am wettbewerbslosen Verfahren.

VON BRIGITTA HOCHULI



Der Innenraum des geplanten Neubaus: ein schmaler Baukörper nördlich des bestehenden Museums. Bild: Büro Harder und Spreyermann

Vor dreissig Jahren gebaut, sind die Ausstellungsräume des Kunstmuseums Thurgau sanierungsbedürftig. Klimatisch, energetisch, sicherheits- und versicherungstechnisch genügen sie den Anforderungen moderner Präsentationen nicht. Kommt hinzu, dass die jährlichen Besucherzahlen zuletzt auf 32'000 gesunken sind. Dem Museum ist im Lauf der Zeit durch neue Angebote in Winterthur, Bregenz, Glarus, Bern, Basel oder im süddeutschen Raum moderne Konkurrenz erwachsen.

Unbefriedigend ist die räumliche Situation für die Sammlung, deren wichtigste Künstler Adolf Dietrich, Hans Krüsi, Joseph Kosuth, Muda Mathis, H.R. Fricker oder Simone Kappeler-Kuhn sind. Das Potenzial sei unterschätzt, sagt Museumsdirektor Markus Landert. Unbefriedigend ist die Situation aber auch für die zeitgenössische Kunst. Unter anderem bräuchte sie mehr Fläche und Höhe, als der Museumskeller und die sieben Kartäuserzellen bieten können.

Standort diskutiert

Ende 2009 handelt der Regierungsrat und setzt eine Steuergruppe ein. Sie stützt sich auf die Vorarbeit einer Groupe de réflexion und empfiehlt einen Erweiterungsbau für das Kunstmuseum in Ittingen und eine neue Museumsstrategie, wobei mit dem Neubau auch die Sanierung der bestehenden Gebäudeteile unumgänglich wird. Zuvor hatte die Diskussion einer Studie des Think Tank Thurgau mit dem Vorschlag etwas Staub aufgewirbelt, in Kreuzlingen eine Kunsthalle mit einem grenzüberschreitenden Kultur-Cluster zu errichten.

Die Standortfrage wirkt bis heute nach. Doch die Weichen sind nun gestellt. Am 5. Dezember stimmt das Kantonsparlament via Investitionsbudget über einen Objektkredit von 4,6 Millionen Franken für die Sanierung ab. Weitere neun Millionen sollen für den Neubau dem Lotteriefonds entnommen werden, in dem sich aktuell 21 Millionen befinden. Die Stiftung Kartause Ittingen steuert als Bauherrin 2,25 Millio-

nen bei. Über den Lotteriefondsbeitrag verfügt die Regierung im Alleingang, im Gegenzug bezahlt der Kanton für die Nutzung der Räume keine Miete. Die höheren Betriebskosten von jährlich 90'000 Franken sollen durch Besucher-einnahmen und Sponsoring gedeckt werden.

Baurechtlicher Sonderfall

Die Planungen sind schon weit fortgeschritten. Baubeginn wäre im Sommer 2013. Den Architekturauftrag hat die Stiftung dem Zürcher Büro Harder und Spreyermann erteilt. Dass kein Wettbewerb durchgeführt wurde, begründen Kanton und Stiftung mit der Tatsache, dass Harder und Spreyermann 2001 nach SIA-Regeln den Auftrag gewonnen hätten, «künftig sämtliche architektonischen Belange im Zusammenhang mit der kulturhistorisch wertvollen Gesamtanlage Kartause Ittingen zu betreuen». Die Kartause sei mit ihren denkmalpflegerischen Auflagen ein Sonderfall, bei dem ähnlich wie zu Zeiten romanischer und gotischer Bauhöfen eine einheitliche Handschrift sinnvoll sei. So war es schon bei den Vorgänger-Architekten Esther und Rudolf Guyer. Was bleibt, sind gemäss Kulturkommissionspräsident Kantonsrat Kurt Egger allenfalls Bedenken «moralischer oder ethischer» Art, die die Bauherrin hätten verpflichten können, sich bei einer im Kulturgesetz rechtlich verankerten Institution wie dem Kunstmuseum dem öffentlichen Beschaffungsrecht zu unterziehen.

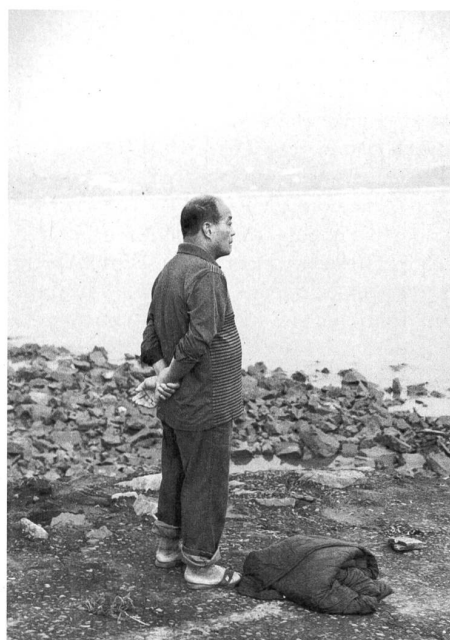
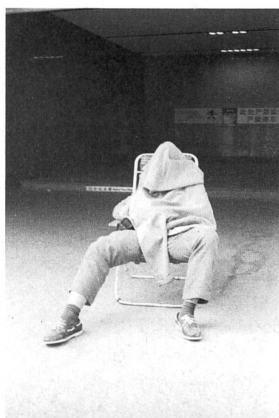
Bedenken haben offensichtlich auch SP-Mitglieder im Grossen Rat. Fraktionspräsidentin Cornelia Komposch hat für die Budgetdebatte vom 5. Dezember einen Antrag zum kantonalen Beitrag an den Neubau in Aussicht gestellt. Nichtsdestotrotz hat die Vorlage gute Chancen, vom Parlament befürwortet zu werden. Der geplante Neubau scheint zu gefallen. Nach der Prüfung fünf möglicher Bauplätze, ober- und unterirdisch, soll er zwischen Klostermauer und Kunstmuseum zu stehen kommen. Hier soll auf einem schmalen Streifen

Land eine 600 Quadratmeter grosse separate Ausstellungsfläche entstehen. Der längliche dunkelfarbene, aber lichtdurchflutete Baukörper ähnelt in seiner Ästhetik einem ländlichen Schopf. Vom Neubau werden höchstens die Kopffronten sichtbar sein, auch wenn der heutige Eingangsbereich mit einer grossflächigen Öffnung besser sichtbar würde.

Neue Strategie

Bereits begonnen hat die Museumsleitung mit der von Experten empfohlenen neuen Strategie. Das Kunstmuseum und das ihm räumlich angegliederte (historische) Ittinger Museum sollen mit gemeinsamen Themen auftreten. In diesem Jahr hiess das Thema «Handwerk». Ein künftiges könnte gemäss Direktor Landert unter dem Titel «Rausch» die Weinproduktion des Klosters sowie den Schaffensrausch in der Kunst beinhalten. Mehr Gewicht soll auch der Sammlung und damit der Kunst aus der Region zukommen. Dabei habe ein Gutachten des Kunstberaters Rudolf Koella bestätigt, «dass Adolf Dietrich gleichsam der Kern der Sammlung ist, um den herum sich die folgenden Erweiterungen manchmal harmonisch, manchmal als Bruch gruppieren».

Zu den Ausstellungsplänen im Neubau gibt Markus Landert noch keine Namen preis. Er will aber nicht dem Kunsthhaus Bregenz, der Fondation Beyeler, dem Fotomuseum Winterthur oder dem Zentrum Paul Klee nacheifern, sondern eine eigene «Strahlkraft» entwickeln. Die Räume im Erweiterungsbau gäben dem Kunstmuseum die Möglichkeit zu internationalen Kooperationen mit kleineren bis mittelgrossen Institutionen, die beim weltläufigen Publikum einen hervorragenden Ruf genössen. Ein Wunschpartner wäre die Maison Rouge in Paris, eine private Institution, die Schnittstellen zwischen Aussenseiterkunst und aktuellsten zeitgenössischen Positionen zeige. «Und das ist genau das Thema des Kunstmuseums Thurgau», sagt Landert. ◇





«Jade-Belt Bridge in Rainbow Shape»

Oriental Pearl Tower und Schiffe beim Bund (Uferpromenade in Shanghai), deckenputzende Frauen an der Biennale in Shanghai. Vergessene Bronzestatuen in einem Innenhof des Campus der China Academy of Art. Männer zwischen den Häusern und Männer den Sonnenaufgang anschauend am Fluss in Hangzhou. Schweisser, Rückkopplungsmikrofonstimmen, Schafverkäufer und grosse Parks in Ürümqi. Hohe Säulen aus Marmor auf den Hügeln im Nirgendwo. Lu Xun im Treppenhaus der Schlafräume für die ausländischen Studenten der China Academy of Art. Weisse Pferde neben der Autobahn die mitten durch die Stadt führt. Männer schlafend vor der Subway. Schnellzüge im Bahnhof von Suzhou. Dazwischen Derlook, West Lake-Impression Show with the first New-Age-Soundtrack, who was nominated for the Grammy, Big Celebration, Love-Design-Life, Orioles Singing in Ripples of Willows, Three Gun Design, Three Pools Mirroring the Moon, BMN Clothing for Handsome People, Aston Martin, Lamborghini, Jade-Belt Bridge in Rainbow Shape, KFC und KTV in den Strassen der grossen Städte.

Michael Bodenmann, 1978, studiert an der ZHdK Fotografie. Absolviert zurzeit ein Semester an der China Academy of Art in Hangzhou. Hat diesen Herbst von der Stadt St.Gallen einen Werkbeitrag erhalten. Lebt in St.Gallen und Zürich.



Bilder: Michael Bodenmann

Musikzentrum St. Gallen



Klassik ■ Jazz ■ Volksmusik

- Einzel- und Gruppenunterricht
- Kammermusik
- Workshops

«Das grösste Verbrechen eines Musikers ist es, Noten zu spielen, statt Musik zu machen.» (Isaac Stern)

Beratung und Information

Musikzentrum St.Gallen

Tel. 071 228 16 00

musikzentrum@gmos.ch

www.musikzentrum-stgallen.ch

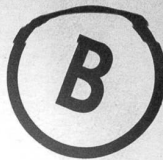
klubschule

MIGROS



Metzgergass 26
9000 St.Galle

www.viegener.ch (mail) info@viegener.ch



viegener
optik



Schmiedgasse 35, 9001 St.Gallen, t 0800 82 11 44, f 071 223 54 05



BARATELLA

Franco Marchesoni

Täglich frische, hausgemachte
Eier-Nudeln, Spinat-Nudeln, Spaghettini,
Lasagne und Ravioli

Unterer Graben 20, St.Gallen, Telefon 071 222 60 33